

kussion eine bestimmte Position – nämlich eine *biologisch-deterministische* – überhaupt *nicht* vertreten wird. Eine solche Position würde die Existenz eines biologisch angelegten Geschlechtscharakters behaupten und daraus ein breites Repertoire an geschlechtsspezifischen Verhaltens- und Charaktereigenschaften ableiten (vgl. Remplein 1966). Sozio-kulturelle Einflüsse könnten dann nur im Rahmen eines eng vorgeprägten Geschlechtstypus wirksam werden. Dass solche Positionen bis in die 60er Jahre (nicht nur von Biologen) vertreten wurden, ist genauso richtig wie die Feststellung, dass sie in moderneren biologischen Ansätzen nicht mehr vorkommen. Allerdings gibt es in der Biologie Vertreter(innen) einer anlage-orientierten Position (1). Diese argumentieren vor allem evolutionsbiologisch und verweisen auf stammesgeschichtliche Vorprogrammierungen und interkulturell universelle Geschlechterdifferenzen (vgl. z. B. Eibl-Eibesfeldt 1995). Sie betonen die Bedeutung biologischer Faktoren für die Geschlechterdifferenz, verstehen sich selbst aber keinesfalls als deterministisch; denn auch bei ihnen haben gesellschaftliche Lernprozesse einen eigenständigen Platz (vgl. Wickler/Seibt 1998, S. 245). Allerdings ist in dieser Sichtweise der Einfluss von Sozialisationsprozessen massiv eingeschränkt.

Lenz spitzt hier polemisch zu, wenn er feststellt, dass eine biologisch-deterministische Position nicht etwa in der Biologie, sondern nur noch «in den Köpfen von Sozialisationstheoretikern existiert» (1999, S. 92) – und zwar als eine Art «Feindbild»: Biologische Konzepte werden ohne näheres Hinsehen mit dem Etikett «biologisch» versehen und bekämpft. Es spricht einiges dafür, dass solche unfruchtbaren Polarisierungen und die mit ihnen verbundenen Feindbilder inzwischen bröckeln. Denn Biologinnen und Biologen, die von einem komplexen Interaktionsverhältnis zwischen biologischen und kulturellen Faktoren ausgehen, vertreten prinzipiell keine andere Sichtweise als Sozialwissenschaftler(innen), die den Erwerb der Geschlechterrolle im Rahmen des Sex-Gender-Modells analysieren. Und eine weitere Feststellung ist wichtig: Alle Positionen, die in der aktuellen Debatte vertreten werden (auch die Position 1), lehnen die These von einem biologisch fixierten Geschlechtscharakter ab. Das bedeutet zugleich, dass sie alle Umwelteinflüsse in Ansatz bringen, wenn es um den Erwerb geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen und Identitätsmuster geht. So gesehen rechnen sie alle mit geschlechtsspezifischen Sozialisationsprozessen, gestehen diesen (in Relation zu biologischen Faktoren) aber eine unterschiedlich große Einflussreichweite zu.

Insgesamt bedeutet dies: Auch wenn man die jüngeren biologischen Ansätze und Erkenntnisse in die Überlegungen einbezieht, kommt man zu dem Ergebnis, dass vor allem gesellschaftliche und kulturelle Faktoren die Inhalte und Ausprägungen von Geschlechtsidentität und Geschlechterrolle bestimmen. Inwieweit biologische Sachverhalte dabei Voraus-

setzungen bilden oder auch Grenzen setzen, ist hingegen strittig. Obwohl diese Kontroverse auflösen zu wollen, lässt sich jedoch folgern: Sozialisationsprozesse sind hier auf jeden Fall so bedeutungsvoll, dass Sozialisationstheorien, die die Entstehung von Geschlechterdifferenzen erklären, dringend benötigt werden. Genau solche Theorien – und zwar die «klassischen» – wollen wir im Folgenden präsentieren: Lerntheorie, Psychoanalyse, Kognitionspsychologie. Ob diese Theorien selbst das Verhältnis von biologischen und sozio-kulturellen Sachverhalten thematisieren, werden wir im Einzelnen sehen.

2.2. Der Erwerb der Geschlechtsidentität in psychoanalytischer Sicht

Die Psychoanalyse, von Sigmund Freud (1856–1939) um die Jahrhundertwende begründet, wurde nicht als Sozialisationstheorie entworfen, sondern aus der Medizin heraus als Heilmethode für psychische Erkrankungen entwickelt. Weil die Entwicklung dieser Therapieform eng verknüpft ist mit dem Entwurf einer Vorstellung von der Psyche des Menschen, hat die Psychoanalyse einen eigenümlichen Doppelcharakter: Sie ist zugleich eine wissenschaftliche Subjekttheorie und eine Heilmethode.

Unter sozialisationstheoretischem Aspekt interessiert die Therapie nur am Rande; die Vorstellungen von der Struktur des Subjekts und seiner Entwicklungsdynamik sind hingegen von zentraler Bedeutung. Freud hat sich zwar zu pädagogischen Problemen nicht systematisch geäußert, im Rahmen seiner analytischen Arbeit hat er sich jedoch intensiv mit der psychischen Entwicklung in den ersten sechs Lebensjahren beschäftigt. Dabei interessierte er sich vor allem für die Frage, ob sich die neurotischen Symptome seiner erwachsenen Patienten auf traumatische Erlebnisse in der frühen Kindheit zurückführen lassen. Die sich daraus ergebende Rekonstruktion der Kindheitserfahrungen ließ erkennen, in welchen Interaktionsprozessen zwischen Kind, Eltern und Umwelt sich die psychischen Strukturen herausbilden. Insofern ist Freuds Konzept, mit dem er vor allem für seine therapeutische Arbeit eine subjekttheoretische Basis gelegt hat, auch für die Entwicklung von «normalen» Kindern – und damit für eine allgemeine Sozialisationstheorie – bedeutsam. Dabei ist die Auffassung der Psychoanalyse vom Erwerb der frühen Geschlechtsidentität eingebettet in ein komplexes Theoriegebäude, das die Ausbildung der Subjektstrukturen im Zuge der kindlichen Entwicklung beschreibt. Diese psychoanalytischen Grundvorstellungen, die zunächst erläutert werden, sind innerhalb der sozialisationstheoretischen Diskus-

sionen breit rezipiert und von vielen späteren Sozialisierungstheoretikern – von Parsons bis Habermas – adaptiert worden. Wie aus psychoanalytischer Sicht die Geschlechtsidentität erworben wird und welche psychischen Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen sich daraus ableiten, wird anschließend dargestellt. Dabei beziehen wir uns vor allem auf das Werk von Sigmund Freud – also auf die <orthodoxe> Psychoanalyse. Auf die vielfältigen Theorieentwürfe in den von Freud <abgefallenen> Schulen (Jung, Adler) können wir hier ebenso wenig eingehen wie auf viele weitere Arbeiten innerhalb der Freud-Schule selbst (vgl. dazu Mertens 1991; Mitscherlich/Rohde-Dachser 1996). Differenziert eingehen werden wir allerdings auf Weiterentwicklungen, die im Rahmen der jüngeren feministischen Diskussion entstanden sind.

2.2.1. Grundannahmen und zentrale Begriffe

Die Psychoanalyse kann als ein System von Hypothesen über die Funktionsweise der menschlichen Psyche angesehen werden. Dabei unterscheidet sie sich von anderen psychologischen Theoriebildungen vor allem dadurch, dass sie die Existenz *unbewusster* psychischer Prozesse annimmt. Ein bedeutender Teil des Seelenlebens – so die These – dringe nicht in das Bewusstsein der Menschen, sei aber real. Dass Menschen im Traum sprechen oder in hypnotische Zustände versetzt werden können, wird als augenfälliger Beleg für die Existenz unbewusster psychischer Aktivitäten betrachtet (vgl. Brenner 1976, S. 16ff). Aufgabe der Psychoanalyse als Wissenschaft ist es, gerade diesen unbewussten Teil des Seelenlebens aufzuklären. Damit ist die <Unterscheidung des Psychischen in Bewusstes und Unbewusstes... die Grundvoraussetzung der Psychoanalyse> (FGW XIII, S. 239). Weil das Unbewusste weder direkt beobachtbar noch einfach abfragbar ist, hat die Psychoanalyse eine eigene Methode entwickelt, um zu solchen Prozessen vorzudringen: Assoziative, nicht bewusst kontrollierte Äußerungen des Patienten werden vom Analytiker gedeutet, um auf diese Weise das Unbewusste <ans Licht> zu bringen. Dabei geht es insbesondere darum, dass erwachsene Patienten sich an Szenen aus der frühen Kindheit erinnern. Wenn im Folgenden die Grundzüge der psychoanalytischen Theorie erläutert werden, so sind dabei zwei Grundvoraussetzungen mitzudenken: dass die empirische Basis dieser Theorie vor allem aus tiefenhermeneutischem Fallmaterial aus solchen therapeutischen Sitzungen besteht und dass es sich bei den beschriebenen Prozessen zum erheblichen Teil um unbewusste Abläufe im Seelenleben handelt. Kurz vor seinem Tod (1939) hat Freud in einem knappen Text (<Abriss der Psychoanalyse>) seine Theorie zusammengefasst. Er erläutert zunächst den psychischen Apparat, stellt dann seine Trieblehre dar

und beschreibt danach die Phasen der psychosexuellen Entwicklung (vgl. Freud 1972). Bei der folgenden Einführung halten wir uns an diese von Freud selbst vorgegebene Gliederung

Die psychischen Instanzen: Es, Ich, Über-Ich

Um seine Modellvorstellungen von der menschlichen Psyche zu erläutern, wählt Freud einen Vergleich mit der Mechanik:

«Wir nehmen an, daß das Seelenleben die-Funktion eines Apparats ist, dem wir räumliche Ausdehnung und Zusammensetzung aus mehreren Stücken zuschreiben, den wir uns ähnlich vorstellen wie ein Fernrohr, ein Mikroskop u. dgl. ... Zur Kenntnis dieses psychischen Apparats sind wir durch das Studium der individuellen Entwicklung des menschlichen Wesens gekommen» (Freud 1972, S. 9).

Dieser «Apparat» besteht aus drei Instanzen, die sich im Laufe der ersten sechs Lebensjahre herausbilden (vgl. Abb. 3).

Das Kind wird als ein Wesen geboren, das noch kein Verständnis von sich selbst hat, das auch noch nichts von Werten und Normen dieser Gesellschaft weiß. Dieser Säugling ist vielmehr ein Bündel von Trieben, das aus einer einzigen psychischen Instanz besteht – aus dem *Es*. Dieses *Es* ist die älteste psychische «Provinz», sein «Inhalt» ist alles, was erbt, bei Geburt mitgebracht, konstitutionell festgelegt ist, vor allem also die aus der Körperorganisation stammenden Triebe» (Freud 1972, S. 9). Im *Es* sind vor allem die körperlichen Bedürfnisse, sind sexuelle und aggressive Impulse verankert. Das *Es* bleibt während des ganzen Lebens der Teil des psychischen Apparats, der auf Lustgewinn und Bedürfnisbefriedigung drängt. Als nächste psychische Instanz wird aus dem *Es* heraus das *Ich* gebildet. Im *Ich* sind vor allem Wahrnehmung und Willensbildung angestaltet; es hat gegenüber dem *Es* die Herrschaft über die Triebansprüche zu gewinnen, indem das *Ich* darüber entscheidet, «ob sie zur Befriedigung zugelassen werden sollen, diese Befriedigung auf die in der Außenwelt günstigen Zeiten und Umstände verschiebt oder ihre Erregungen überhaupt unterdrückt» (1972, S. 10). Das *Ich* ist somit dem Lustprinzip verpflichtet, muss sich aber zugleich am Realitätsprinzip orientieren: Dabei gleicht das *Ich* im Verhältnis zum *Es* «dem Reiter, der die überlegene Kraft des Pferdes zügeln soll ... Wie dem Reiter ... oft-nichts anderes übrigbleibt, als es dahin zu führen, wo es gehen will, so pflegt auch das *Ich* den Willen des *Es* in Handlungen umzusetzen, als ob es der eigene wäre» (Freud 1960, S. 181 f). In einem ontogenetisch äußerst bedeutsamen Moment – in der ödipalen Situation – wird dann etwa im 6. Lebensjahr die dritte psychische Instanz, das *Über-Ich*, errichtet. Während das *Kind* bis dahin durch Gebote und Verbote gleichsam von außen gesteuert wurde, übernimmt es nun die elterlichen Normen und Verhaltensregeln in die eigene Psyche. Im *Ich* des Kindes bildet sich «eine besondere Instanz

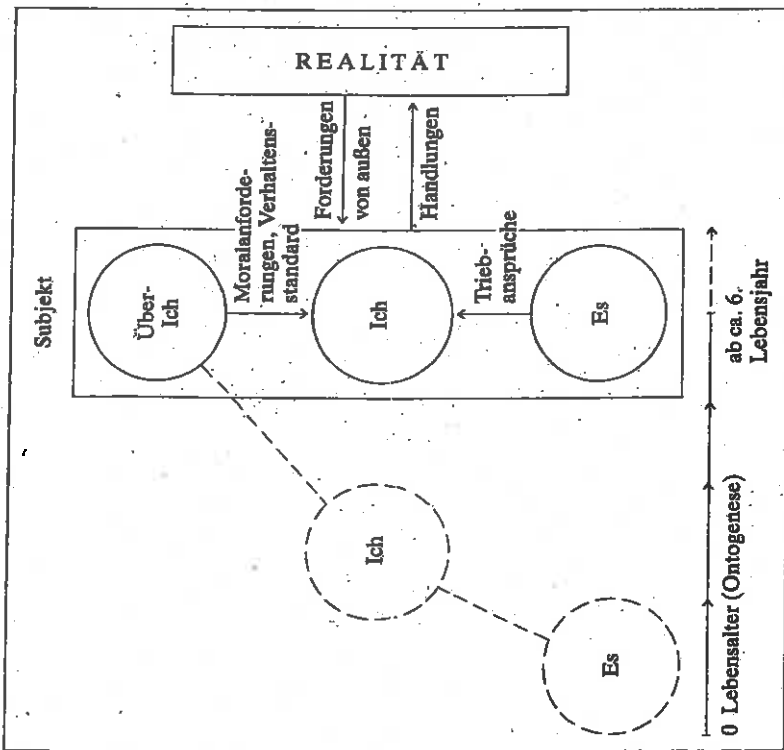


Abb. 3. Herausbildung des psychischen Apparats nach Freud

heraus, in der sich dieser elterliche Einfluß fortsetzt. Sie hat den Namen des *Über-Ichs* erhalten» (1972, S. 10). Das Kind, das an dieser Stelle die elterlichen Wertvorstellungen internalisiert, übernimmt damit nicht nur die persönlichen Ansichten der Eltern, sondern auch den «durch sie fortgeplanzte(n) Einfluß von Familien-, Rassen- und Volkstradition sowie die von ihnen vertretenen Anforderungen des ... sozialen Milieus» (Freud 1972, S. 11).

Die Errichtung des *Über-Ichs* erweist sich als Einfallstor für gesellschaftliche Werte und Normen in die kindliche Psyche. Mit dieser *Über-Ich*-Errichtung wird außerdem dem Ich eine weitere Aufgabe zugewiesen. Es muß von nun an nicht nur zwischen *Es*-Trieben und den Anforderungen der Realität, sondern auch zwischen dem *Es* und den Ge-

botten des *Über-Ichs* vermitteln. Von nun an ist eine Handlung des Ichs «dann korrekt, wenn sie gleichzeitig den Anforderungen des *Es*, des *Über-Ichs* und der Realität genügt, also deren Ansprüche miteinander zu versöhnen weiß» (Freud 1972, S. 10). Damit ist in knappen Umrissen das psychoanalytische Instanzenmodell der Persönlichkeit als ein funktionales Zusammenspiel zwischen *Es*, Ich und *Über-Ich* beschrieben. Für den Erwerb der Geschlechtsidentität ist das *Über-Ich* und seine Aufrichtung etwa im fünften oder sechsten Lebensjahr von zentraler Bedeutung.

Die Trieblehre

Freud sieht in den organisch verankerten Bedürfnisspannungen die letzten Ursachen jeder menschlichen Aktivität; denn die «Macht des *Es* drückt die eigentliche Lebensabsicht des Einzelwesens aus. Sie besteht darin, seine mitgebrachten Bedürfnisse zu befriedigen ... Die Kräfte, die wir hinter den Bedürfnisspannungen des *Es* annehmen, heißen wir *Triebe*. Sie repräsentieren die körperlichen Anforderungen an das *Seelenleben*» (Freud 1972, S. 11). In der letzten Fassung seiner Triebtheorie unterscheidet Freud zwischen dem Lebens- bzw. Sexualtrieb auf der einen und dem Todes- bzw. Aggressionstrieb auf der anderen Seite (vgl. ebd., S. 11 ff). Für den Zusammenhang der hier von Interesse ist, können wir uns auf eine Betrachtung des Lebens- bzw. Sexualtriebs (*Libido*) konzentrieren.

Triebe sind biologisch verankerte Komponenten des Seelenlebens: Aufgrund physiologischer Prozesse (z. B. Hormonhaushalt) treten Spannungen auf, die vom Individuum als Erregung erlebt werden. Damit wird das Individuum zu Aktivitäten angetrieben, die auf den Abbau dieser Spannungen und damit auf eine lustvolle Triebbefriedigung ausgerichtet sind. Es tritt dann ein Zustand der Entspannung ein, der jedoch nicht dauerhaft ist; der Spannungszustand baut sich physiologisch wieder auf, der Prozess beginnt erneut. Allgemein werden Triebspannungen, die ein Individuum empfindet, nach dem «Lustprinzip» aufgelöst. Das Bedürfnis des Menschen ist auf möglichst unmittelbare Triebbefriedigung ausgerichtet, das Ich hat entsprechende Aktivitäten einzuleiten: «Das Ich strebt nach Lust, will der Unlust ausweichen» (Freud 1972, S. 10). Dieses Lustprinzip gerät aber sehr leicht in Widerspruch zum Realitätsprinzip; denn die umgebende Kultur läßt häufig nicht zu, dass Triebansprüche unmittelbar befriedigt werden. Kultur und Gesellschaft erscheinen hier also in der Funktion der Triebunterdrückung, mit der das Ich kalkulierend umgehen muss. Nach Freud ist es unumgänglich, dass ein erheblicher Teil der sexuellen Triebenergie nicht direkt befriedigt, sondern als Motor für andere Aktivitäten umgeleitet wird: Durch eine «solche Ablenkung sexueller Triebkräfte von sexuellen Zielen und Hinlenkung auf neue Ziele, ein Prozeß, der den Namen Sublimierung verdient, werden

mächtige Komponenten für alle kulturellen Leistungen gewonnen» (FGW, V, S. 78f). Die Unterdrückung von Trieben und die Umleitung ihrer Energie auf andere, gleichsam «höhere» Tätigkeiten (Lernen, Arbeiten etc.) ist also notwendig zur Schaffung und Erhaltung der menschlichen Kultur.

«Dabei benimmt sich die Kultur gegen die Sexualität wie ein Volkstamm oder eine Schicht der Bevölkerung, die eine andere ihrer Ausbeutung unterworfen hat. Die Angst vor dem Aufstieg der Unterdrückten treibt zu strengen Vorsichtsmaßnahmen. Einen Höhepunkt solcher Entwicklung zeigt unsere westeuropäische Kultur» (Freud 1972, S. 97).

Die Kultur, die Gesellschaft, wird von Freud somit als eine von außen auf den Menschen einwirkende Gegebenheit gesehen, die vor allem Triebunterdrückung produziert. Auf diese Weise stehen sich Gesellschaftlichkeit («Kultur») und biologische Natur des Menschen («Triebe») unversöhnlich gegenüber. Triebrepression gilt damit als eine notwendige Voraussetzung für jede Gesellschaft. Das Über-Ich ist dabei die verinnerlichte Instanz dieser Triebrepression.

Phasen der psycho-sexuellen Entwicklung

Freud geht davon aus, dass bereits das Kleinstkind von libidinösen Trieben bestimmt wird. Dementsprechend beschreibt er die frühkindliche Entwicklung in psycho-sexuellen Phasen, in die zugleich die Entfaltung des psychischen Apparats integriert ist (vgl. vor allem 1981, S. 47-78). Diese Phasen werden nach den Körperorganen, die jeweils im Mittelpunkt des auterotischen Lustgewinns beim Kinde stehen, als oral, anal und phallisch beschrieben.

Weil beim Neugeborenen der Mund die dominante erogene Zone ist, bezeichnet Freud die erste Entwicklungssequenz als *orale* Phase. Lustgewinn zieht das Kind in dieser Phase vor allem aus dem Saugen. Dabei ist nicht nur die Nahrungsaufnahme, sondern auch die Betätigung des Mundes und die Reizung der Schleimhäute triebbefriedigend. In dieser oralen Phase wird die frühe «Objektbeziehung» des Kindes zur Mutter aufgebaut. Dies gilt für Knaben wie für Mädchen und wird besonders wichtig in der ödipalen Phase, weil es dort zu geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Ablösungsprozessen führt. Etwa im 2. Lebensjahr beginnt die *anale* Phase. Die lustvollen Erlebnisse durch das Saugen verschwinden keineswegs, treten aber doch in den Hintergrund. Von nun an zieht das Kind Lustgewinn vor allem aus seiner Afterzone, die Frage des Festhaltens und Loslassens von Kot, die Beherrschung des Schließmuskels rückt in das Zentrum der kindlichen Beschäftigung. In der Übung der eigenen Muskelbeherrschung bildet sich beim Kind das Ich heraus. Die dritte Phase wird als *phallische* Phase (etwa vom 2. bis zum 5. Lebensjahr) be-

Psycho-sexuelle Entwicklung des Kindes

Phasen

Phasen	Psychische Instanzen
1. <u>orale Phase (1. Lebensjahr)</u> erogene Zone: Mund Befriedigung: Saugen Objektbeziehung zur Mutter	ES
2. <u>anale Phase (2.-3. Lebensjahr)</u> erogene Zone: After Befriedigung: Festhalten, Loslassen	ES, ICH
3. <u>phallische Phase (2.-5. Lebensjahr)</u> erogene Zone: Penis bzw. Klitoris Befriedigung: Masturbation wird beendet durch die ödipale Situation	ES, ICH
4. <u>weitere Phasen:</u> Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, damit psychische Geschlechtsdifferenzierung	ES, ICH, ÜBER-ICH

Mit dem Austritt aus der ödipalen Situation tritt das Kind in die sexuelle Latenzphase ein, die durch den Eintritt in die Pubertät (ca. 13. Lebensjahr) beendet wird.

zeichnet.¹³ Das Kind entdeckt Penis bzw. Klitoris als Zentrum des Lustgewinns, in diese Phase fällt die «Blütezeit» der kindlichen Masturbation (vgl. Freud 1981, S. 62). Am Ende der phallischen Phase tritt das Kind in die ödipale Situation ein. Am Ausgang dieser ödipalen Situation wird das Über-Ich aufgerichtet; zugleich erwirbt das Kind seine Geschlechtsidentität, indem es sich mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil identifiziert.

2.2.2. Ödipale Situation und Geschlechtsidentität

In der psychoanalytischen Theorie ist der Ausgang aus der phallischen Phase verknüpft mit dem Erwerb der Geschlechtsidentität. Auszugehen ist dabei von einem etwa fünfjährigen Kind, das sich in einer sozialen Konstellation befindet, die bei Freud stets als selbstverständlich vorausgesetzt wird: Es gehört einer Zwei-Generationen-Familie an, in der Vater, Mutter und meist auch noch weitere Geschwister anwesend sind. Dieses Kind befinde sich auf einer Stufe, in der es Lustgewinn vor allem aus der Reizung der Genitalien gewinnt. In dieser Zeit erschöpft sich «das Sexualleben des

K. J. Gillman (2008): *Socialization Theory*
Kap. 1